



„Köln war wie eine Initialzündung“: Boxen beim Selbstverteidigungskurs im Berliner Hard-Candy-Studio mit Dirk Kalinowski.

FOTOS: REGINA SCHMECKEN

Wir bleiben mal gleich bei Kalle, weil niemand hier oben Herr Kalinowski zu ihm sagt, oder gar Dirk, denn das ist sein Vorname. Kalle hat ein feines, fast jugendhaftes Gesicht, und sollte es Narben tragen, so sind sie nicht sichtbar, nicht auf den ersten Blick. Träfe man ihn unten, im wogenden Absatzgeklapper der Ku'damm-Einkäufer, man würde es vielleicht einem Apotheker zuordnen, dieses Gesicht, einem Musiker, meinestwegen, jedenfalls keinem mit beredten Fäusten. Einzig das Tänzeln, das in jeder seiner Bewegungen von der Fähigkeit zeugt, einem Schlag auszuweichen, um den eigenen schmerzbringend zu platzieren, verrät ihn, Kalle, den Boxer, den Berliner, alte DDR-Schule, mit fünfzehn hat er angefangen. Er war auch Sänger in einer Punkband, die ausgerechnet *Zerfall* hieß, ein Name wie eine Ansage, sagt Kalle – „Na, was zerfällt denn da, Kalinowski, etwa das sozialistische System?“ – so nahm ihn die Stasi in die Mangel, mit sechzehn. So wurde er Schuhmacherlehrling, dann Ausreiseantragsteller, dann Neuankommeling, Abiturnachholer, Student.

Mann, sagt Kalle, das waren Zeiten. Er streicht sich die Haare aus der Stirn und lächelt. Er hat, in vielerlei Hinsicht, schon öfter eins auf die Mütze bekommen. Ein Mensch aber, den das Leben mit dem Atem der Gelassenheit belohnt hat, ist natürlich viel geeigneter als ein Mensch ohne Gelassenheit, wenn es darum geht, Frauen, die sich von Männern bedroht fühlen, ein paar schmerzende Kniffe beizubringen, um mal, wie Kalle es sagt, „raus aus dieser Defense-Haltung zu kommen.“ Die Ereignisse der Silvesternacht von Köln, die massenhaften Übergriffe auf Frauen, haben Kalle zu „Hard Candy“, in Madonnas Fitness-Studio, im Berliner Europa-Center gebracht. Dort trainiert er immer am Donnerstagabend an die zehn Frauen. Eine Friseurin, eine Journalistin, Schülerinnen, eine Immobilienkauffrau. Normale, gescheite und gar nicht hysterische Frauen. Selbstverteidigung, darum geht es hier, kostenlos sogar, plötzlich ist Selbstverteidigung gefragt.

Kalle trägt Kopfschutz. „Für mich ist das hier Ernst“, sagt Ece Aras, 16 Jahre, und drischt auf Kalle ein

Aber noch sitzt Kalle in einem der Ledersessel, gleich beim blonden, gut gelaunten Empfang. Auch die Pressefrau des Studios ist gekommen. Vor der gläsernen Fassade flimmern im Dämmer schon die Lichter des Ku'damms, steht die Gedächtniskirche, ordentlich wie ein planvoll abgebrochener Bleistift. Alles ruhig, alles friedlich. Kalle sagt: „Es geht ja nicht darum, Frauen zu Kampfmaschinen zu machen, aber darum, die körperliche Überlegenheit der Männer ganz einfach auszugleichen, den Schalter mal umzulegen und konsequent zu handeln, wenn man bedroht wird.“ „Köln“, sagt Kalle, „war einfach 'ne neue Dimension und deshalb für viele Frauen wie eine Initialzündung. So. Jetzt mach'ich endlich Selbstverteidigung.“ Die Pressefrau sagt: „Solange das nicht in Fremdenhass umschlägt, ist das ja gut.“

Aber wie ist das mit der Bedrohung? Und wie mit der Angst? Die Statistiken sprechen ihre eigene Sprache. (Nur, Philipp Sterzer, der Psychiater, wird einem ja schnell klarmachen, dass Statistiken in der Wahrnehmung des Menschen von eher geringer Bedeutung sind.) Einerseits also schnell die Zahl der kleinen Waffenscheine im ganzen Land rasant in die Höhe. Denn wer Schreckschusspistolen, wer Reiz- und Signalwaffen tragen will, muss mit dieser Erlaubnis registriert sein. Berlin

zum Beispiel. Im ganzen letzten Jahr wurden hier 816 kleine Waffenscheine ausgestellt. Im Februar 2016 aber allein schon 321. Fünfeinhalb mal mehr, im Vergleich zum Februar 2015, vor der anschwellenden Flüchtlingswelle also, als die Berliner Polizei 58 kleine Waffenscheine ausstellte. Andererseits zeigt der Bericht, den das Bundeskriminalamt im Februar vorgelegt hat, ganz klar, dass der heftige Anstieg der Zuwandererzahlen sich gerade nicht in der Kriminalitätsstatistik widerspiegelt. Die Skeptiker werden sagen: noch nicht.

Die Menschen haben trotzdem Angst. Wie sonst erklären sich die enormen Absatzsätze der Waffenhersteller, die Umsätze in den Fachgeschäften, die sich, besonders seit dem Jahreswechsel, verdoppelt und verdreifacht haben. Warum?

„Seit Köln sind wir ja mal wieder die Guten, die Schutz verkaufen“, wird Katja Triebel in Berlin-Spandau sagen, mit leicht ironischem Ton, Triebel, die Waffenhändlerin, in vierter Generation schon.

Man kann mit Frauen reden, die ohne Pfefferspray nicht mehr den Hund ausführen oder joggen gehen im Waldchen nebenan, mit Großmüttern und Vätern kann man sprechen, die ihren Enkelinnen und Töchtern CS-Gas kaufen, und die vierzehn-jährigen probieren das dann aus, im Klassenraum, im Gymnasium, sodass die halbe Schule evakuiert werden muss – nur, kaum einer will das zugeben, und wenige wollen ihre Namen in der Zeitung lesen.

Aber Ece Aras sagt, wer sie ist und sagt auch, was sie will. Gerade drischt sie auf Kalle ein, der jetzt einen Kopfschutz trägt, um nicht durch ihre Schläge verletzt zu werden. Ece ist 16 Jahre alt, eine Gymnasiastin. Türkische Wurzeln hat sie, und ihre Eltern, das erzählt sie später in der Umkleidekabine, wollen, dass sie diesen Kurs besucht. „Für mich ist das hier Ernst“, sagt die junge Frau, „ich will erreichen, dass es mir demnächst egal ist, ob ein Mann, der mich bedroht, zwei Meter groß ist. Völlig egal, woher er kommt. Ich selber will mich jedenfalls nicht mehr kleinmachen.“ Der Psychiater würde jetzt sofort applaudieren, wenn Psychiater ihren Patienten applaudierten und Ece Aras mit einer Angststörung zu ihm gekommen wäre.

Der Psychiater heißt Philipp Sterzer und ist Professor an der Berliner Charité. Schon wenn man in diesem alten, dramatisch wirkenden Backsteingebäude der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie die langen Gänge zu seinem Büro durchläuft, weiß man, dass er der Richtige ist, wenn man wissen will, warum die Deutschen dem Gewaltmonopol des Staates gerade offensichtlich misstrauen und sich bewaffnen. Auf den Fluren nämlich hängen Tafeln mit Gesichtern: lachenden, weinenden, fremdländisch aussehenden, mit wütenden Gesichtern. Philipp Sterzer ist, neben dem klinischen Teil seiner Arbeit, natürlich Wissenschaftler, Neurowissenschaftler, um genau zu sein, und sein Thema ist, vor allem, die „Visuelle Wahrnehmung“. Wie funktioniert Wahrnehmung, wie reagieren wir auf Gesichter? Wie entstehen unsere Überzeugungen?

Als Erstes lernt man: Unser Gehirn ist extrem fein darauf abgestimmt, Gefahren zu erkennen. Es bevorzugt deshalb immer

die schlechten Nachrichten, die *bad news*, denn wenn ich die nicht erkenne, dann kann es ganz schnell mit mir vorbei sein. Evolutionär gesehen, gehe es natürlich immer darum, das Überleben zu sichern. Deshalb spielten Ängste eine so große Rolle in der Wahrnehmung anderer, sagt er.

Sagen Sie doch ein Beispiel bitte. „Also: Sie sehen eine Reportage über einen ungebildeten Mann, der seine Frau verprügelt“, sagt Philipp Sterzer. „Sie sehen daneben eine Statistik, dass ungebildete Männer ihre Frauen keineswegs öfter verprügeln als gebildete Männer. Und was bleibt in Ihrem Kopf hängen?“ Die Statistik wohl?

„Ich wollte nie eine Waffe im Haus, aber ...“ So beginnen jetzt viele Gespräche, sagt Frau Triebel

„Nein“, sagt er, „in Ihrem Kopf bleibt der lebhaft erzählte Einzelfall des prügelnden Ungebildeten, und weil Ihr Gehirn auf *bad news* gepolt ist, werden Sie das Prügeln sehr genau im Gedächtnis behalten und den Schluss ziehen: Alle ungebildeten Männer prügeln. Mit so einem Schluss sind Sie ja erst mal sicher. Hüte dich vor Ungebildeten. Wir neigen dazu, aus Stichproben zu verallgemeinern. Kognitive Verzerrung, das ist es. Und das Ganze funktioniert natürlich auch mit Ausländern, mit Nordafrikanern, um bei den Ereignissen der Silvesternacht zu bleiben. Solche Verzerrungen haben starken Einfluss auf unsere Wahrnehmung.“

Dann kann eine Frau sozusagen nichts dafür, wenn sie jetzt Angst vor Nordafrikanern hat und einen Revolver kauft?

„Einerseits finde ich es schwierig, der Frau einen Vorwurf zu machen“, sagt Philipp Sterzer, „denn ihre Angst ist ja real, und das muss ich ernst nehmen. Aber ein Weg, die kognitive Verzerrung zu überwinden, ist, darüber Bescheid zu wissen. Das ist natürlich ein aufklärerischer Gedanke, aber wenn ich weiß, meine Wahrnehmung ist nun mal verzerrt, ich bin also anfällig, dann kann ich ja gegensteuern. Dafür sind wir mit einem relativ großen Frontalhirn



Jagdgewehre hat sie noch, Pistolen sind fast ausverkauft: Katja Triebel.

Innenverteidiger

Was ist los mit den Deutschen? Sie buchen Kampftrainer, sie kaufen Revolver und Pfefferspray. Über ein Land, das sich verändert

VON RENATE MEINHOF

ausgestattet, damit wir das leisten können, unsere Ratio einzusetzen.“

Aber verlangen kann man das nicht? „Ich finde schon, eine Gesellschaft muss alles dafür tun, dass man es von jedem Einzelnen verlangen kann. Dafür gibt es ja Ethikunterricht, Religion, Lehrer.“

Je länger man mit Philipp Sterzer über das Gehirn des Menschen spricht, desto klarer wird einem, was gerade los ist im Land. Unser Hirn ist ja ständig dabei, Kausalitäten abzuleiten. Warum? Wir haben ein „Modell der Welt“ im Kopf, sagt er, wir können sagen: So breit ist die Tür, so tief der Schrank, obwohl wir ihn nicht nachgemessen haben. Das menschliche Hirn ist in der Lage, hervorragende Vorhersagen zu treffen, und das aus einem Grund: Wir wollen möglichst keine Überraschungen erleben. „Je weniger Überraschungen, desto sicherer sind wir, desto besser geht es uns. Unser Gehirn hat die Funktion, gute Vorhersagen zu treffen, das Weltmodell ständig zu verbessern, damit wir sicher sind. Sobald der Mensch aber den Eindruck gewinnt, seine Welt ist immer schlechter vorhersagbar, macht das ganz unmittelbar Angst. Ich will ja eben keine bösen Überraschungen erleben“, sagt Philipp Sterzer, „logisch.“

Die Kanzlerin und der Innenminister sollten vielleicht mal bei Ihnen ein paar Stunden nehmen.

„Na ja, Politiker müssen jedenfalls wissen, dass alles, was Unsicherheit in Bezug auf die Vorhersehbarkeit der Ereignisse hervorruft, auch ganz unmittelbar Angst macht. Andererseits sind die Mechanismen der Angst im Gehirn auch keine Selbstläufer, die sind beeinflussbar durch das, was wir lernen, wissen. Man muss sich nicht gleich eine Knarre kaufen. Dann funktioniert unser Zusammenleben nämlich irgendwann nicht mehr.“ Aber, natürlich, manchmal hilft das, mit der Angst umzugehen, sich wieder in Situationen zu begeben, „in denen ich aktiv Stichproben sammle, um Unsicherheit abzubauen. Dafür wäre Pfefferspray dann so etwas wie das Bedarfsmedikament für einen Patienten mit, sagen wir, extremer Flugangst: Auch wenn ich es nicht brauchen sollte, es gibt mir Sicherheit, sodass ich überhaupt

ins Flugzeug steige.“ Eine Waffe tragen wie ein Bedarfsmedikament? Ein Beruhigungsmittel?

Sie steht in ihrem Laden zwischen allen Vitrinen, und eine schließt sie auch auf. Nur noch die Schildchen hängen da an den Halterungen, und ein Revolver für 139,95 Euro, rechts unten sogar noch zwei Pistolen, alles nicht für scharfe Munition, aber ein Laie kann unmöglich eine „echte“ von einer Schreckschusspistole unterscheiden. „Das ist hier ja schon wieder voll“, sagt Katja Triebel, „im Januar war alles leer, alles ausverkauft“, im letzten Oktober habe es angefangen. „Vom absoluten Proll bis zum Professor“, sagt sie, „es ist ein ganz durchmisches Publikum, das bei uns kauft.“ Und erst der Online-Shop, die Website. Drei-, viermal so viele Menschen schauen sich da jetzt Triebels Angebote an.

Ihr Urgroßvater war es, der diesen Laden eröffnet hat, hier, in Spandau, wo Berlin fast zu Ende ist und so kleinstädtisch wirkt, als wäre man schon irgendwo im Brandenburgischen.

Katja Triebel hat jetzt viele Kundinnen, die sie sehr gut mit den Flugangst-Patienten Philipp Sterzers vergleichen könnte. Frauen, die zum ersten Mal auch abends wieder aus dem Haus gehen, weil sie Pfefferspray in der Manteltasche tragen. Alte Damen, die wieder schlafen, mit einem Revolver auf dem Nachttisch.

„Die Leute haben Angst“, sagt Katja Triebel, „und ein Pfefferspray, eine Schreckschusspistole gibt gerade manchen Frauen so viel mentale Sicherheit, dass sie auch körperlich ihre Wehrkraft darstellen können.“ Sie meint genau dies: den sicheren, aufrechten Gang. „Dass in Köln so was unter den Augen der Polizei passieren konnte, ist ein Schock“, sagt sie. Die Leute hätten deshalb jetzt Angst, dass die Polizei gar nicht kommt, wenn man sie ruft.

„Ich bin ja Pazifist“, sagten manche ihrer neuen Kunden, „aber ...“ Oder sie sagen: „Ich wollte nie eine Waffe im Haus, aber jetzt ...“ So fingen viele Gespräche an.

Man nimmt den Revolver aus der Halterung, erstaunlich schwer und kalt liegt er in der Hand. Man streckt den Arm aus, zielt. Zielt auf eines der gewaltigen Korkenzieherhörner des Kudu, eine Jagdtrophäe, die Katja Triebels Vater vor Jahren aus Afrika mitgebracht hat und die nun im Laden an der Wand hängt. Die Tochter lächelt. Mit fünfzehn hat sie ihren Jagdschein gemacht. Sie ist aufgewachsen mit all diesen Gewehren und Fernrohren und Zielscheiben, in einer Büchsenmacher-Familie. Sie beugt sich vor, schaut einem in die Augen.

„Wir Frauen haben ja sogar noch Angst, den Angreifer zu verletzen“, sagt sie, „aber ich sage Ihnen, wenn man eine Waffe in der Hand hat, dann muss man auch irgendwann abdrücken.“ Leipzig. Neulich stehen unten vorm Haus zwei Männer. Sie rufen Schrilles, zeigen den Hitlergruß. Karolin Schwarz schaut hinunter auf die Straße, sie wohnt ganz oben, unterm Dach. Nur ein Satz versteht sie deutlich: „Ich stech' dich ab!“ Sie ruft die Polizei. Sie weiß: Ihr gilt das, ihr allein. Aber die Beamten kommen nicht, es geht ja nicht um Leben und Tod.

„Das Vertrauen in die Polizei ist hier auf allen Seiten erschüttert“, sagt sie, „ich grün-

de aber trotzdem keine Bürgerwehr oder kaufe eine Waffe.“ Wir sind also in Leipzig, da, wo die Stadt nicht mehr glänzt und protzt, wohin nur wenige Touristen sich verirren. Brücken und Gleise, Sportplätze und Abrisshäuser, das gibt es hier noch.

Sie sitzt auf ihrem Sofa und klappt den Laptop auf. Mit Karolin Schwarz über das Thema Angst zu reden ist insofern sehr ergiebig, als dass sie seit Monaten nach ihrer Arbeit bis weit in die Nächte hinein sich mit Gerüchten beschäftigt, genauer gesagt, mit Gerüchten, die Flüchtlinge betreffen, Angst machende Gerüchte. Hier eine Massenvergewaltigung in Riesa, ein Diebstahl in Erfurt, ansteckende Krankheiten.

„Seit dem Jahreswechsel“, sagt sie, „ist der Ton extrem scharf geworden.“

Zusammen mit einem Freund hat sie hoaxmap.org erfunden, eine Website mit einer Deutschlandkarte, und jedes der 355 Fähnchen, der *pins*, die auf der Karte sitzen, steht für ein Gerücht, eine Falschmeldung, auf Englisch, ein *hoax*. Fast täglich, je nachdem, wie viel Zeit die beiden haben, werden es mehr Fähnchen. Klickt man eines an, steht da zuerst das Gerücht, dann seine Widerlegung, eine Pressemeldung der Polizei, zum Beispiel. Wenn man neben Karolin Schwarz auf dem Sofa sitzt und ein Fähnchen nach dem anderen anklickt, ahnt man die Dimension der Ängste und Vorbehalte, die sich im Netz rasend schnell verbreiten. „Das ist eine sehr perfide Art, Stimmung zu machen“, sagt sie. „Wir brauchen aber eine sachliche Debatte und vor allem Bildungsarbeit.“ Karolin Schwarz und ihr Kollege leisten Abend für Abend mit ihren Recherchen auch so etwas wie Bildungsarbeit. Per Mail und über Twitter bekommen sie ständig neue Hinweise. Karolin Schwarz, die Unternehmensberaterin, 30 Jahre ist sie jetzt, geboren und aufgewachsen in Sachsen-Anhalt.

Sie werde von „Juden bezahlt“, so schreiben ihr die „Reichsbürger“: An Hass im Netz mangelt es nicht

Warum macht sie das, sich die Nächte um die Ohren schlagen, sich dem Hass aussetzen, denn der Hass, der ihr entgegen schlägt, ist genauso beängstigend wie all diese roten Fähnchen. Sie werde, so schreiben die „Reichsbürger“, von „den Juden bezahlt“ und sei „Merkels verlängerter Arm“, mehr möchte man hier gar nicht wiedergeben. Also, warum tut sie das? „Für mich macht das viel aus, wenn sich hier Menschen mit nicht-deutschem Aussehen nicht wohlfühlen“, sagt Karolin Schwarz. „Ich fühl' mich dann auch nicht wohl.“

Kalle steht oben, im Berliner Europa-Center, vor einem der großen Spiegel. Die Frauen sind jetzt zu zweit, wie Kampfpaaere haben sie sich aufgestellt. Kalle ruft: „Raus aus der Defense-Haltung! Und noch was vom Stammtisch: Masse mal Bescheinigung gleich Beule!“ Er kommt jetzt richtig in Fahrt. Ute, sechzig ist sie, sagt: „Man traut sich ja gar nicht, einen zu verknopfen. Deshalb ist das den Frauen auch so ergangen in Köln und Hamburg und Stuttgart.“ Kalle geht zu jedem der Paare, rät, korrigiert. „Es geht darum, eure Kraft, euer Gewicht zu konzentrieren und demjenigen, der euch angreift, sagen wir mal, punktuell 'nen Sack Zement an den Kopf zu hauen.“

Boxhandschuhe pfeifen durch die Luft, und wenn man die Augen ein wenig zusammenknüpft, sieht es aus, als flögen rote Bälle durch den Raum. Trillerpfeifen sind natürlich auch gut, sagt Kalle, sie verwirren den Gegner. „Und ‚Hilfe‘ rufen?“, fragt Ute.

Kalle überlegt. „Ruft besser ‚Feuer‘“, sagt er, „bei ‚Hilfe‘ kommt vielleicht keiner.“ Er zieht die Handschuhe aus, legt sich sein Handtuch um die Schultern.

Draußen wirkt alles friedlich und still.